

Eine Frage des Gefühls

Alexis de Tocqueville und die Emotionalisierung der Politik

Sarah Rebecca Strömel

Einleitung: Nützliche Gefühle

Ist Politik Gefühlssache? Die Debatte über die Rolle der Gefühle im Kontext des Politischen hat gegenwärtig Konjunktur.¹ Für einige Fluch, für andere Segen, dominiert doch insgesamt eine kritische Haltung gegenüber dem Einzug des Gefühls in die Sphäre des Politischen. Den mündigen, aufgeklärten Bürger wünscht man sich in seinem Wahlverhalten und seinem Agieren als politischem Akteur eher besonnen, nüchtern und vernünftig. Möglichst umfassend informiert soll er sein, das kritische Denken nicht verlernt haben. Impulsive, spontane, gefühlsbetonte Handlungen scheinen den Prozess einer fundierten demokratischen Meinungsbildung da eher zu unterlaufen und anfällig für populistische Parolen zu sein, die die Demokratie langfristig ernsthaft destabilisieren könnten. Ein Denker hat diesen Wunsch nach einem rationalen und politisch gebildeten Bürger nicht nur gekannt, er hat ihn sogar geteilt – die Rede ist von Alexis de Tocqueville. Zu gut kannte er allerdings seinen *homme démocratique*, als dass er am Ende seiner Demokratiestudie noch an einen Bürger dieser Art geglaubt hätte. Geprägt von den Erfahrungen

¹ Exemplarisch seien hier die Werke von Eva Illouz und Elena Pulcini genannt; Eva Illouz beschreibt, wie sich emotionale und ökonomische Diskurse und Praktiken gegenseitig formen und beeinflussen. Sie geht daran anschließend unter anderem von einem emotionalen Leben aus, das der Logik ökonomischer Beziehungen unterworfen ist. Wie sich zeigen wird, bringt auch Tocqueville das Gefühlsleben der demokratischen Menschen mit ökonomischen Faktoren in Verbindung. Er sieht Emotionen am Werk, die von der sogenannten Liebe zum materiellen Wohlergehen infiltriert sind und räumt ökonomischen Komponenten damit eine in Bezug auf die Emotionalisierung der Politik durchaus große Bedeutung ein. Elena Pulcini verweist in ihrem Buch auf einen sozialpsychologischen Ortswechsel der Leidenschaften des Individuums und stellt dabei ganz explizit Bezüge zu Tocqueville her. Sie benennt außerdem das Bedürfnis nach Anerkennung des Nächsten sowie Identitätsfragen als Erklärungen für den zunehmenden Materialismus. Vgl. Eva Illouz: *Gefühle in Zeiten des Kapitalismus. Adorno-Vorlesungen 2004*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2008 und vgl. Elena Pulcini: *Das Individuum ohne Leidenschaften. Moderner Individualismus und Verlust des sozialen Bandes*, Berlin: diaphanes 2004.

auf amerikanischem Boden, ernüchtert von den Umständen in seinem Heimatland Frankreich, bringt Tocqueville die Ambivalenz des demokratischen Bürgers in seinem Hauptwerk *Über die Demokratie in Amerika* (1835/1840) zum Ausdruck. Im tiefen Zwiespalt zwischen Ratio und Emotio, Vernunft und Gefühl, macht Tocqueville ein Spannungsverhältnis aus, das über nicht weniger als die Zukunft der Demokratie entscheidet.

Dabei ist es nicht die Verstandes-, sondern die Gefühlsebene des demokratischen Menschen, um die sich Tocqueville am Ende sorgt. Sein Erfolgsrezept für eine funktionierende Demokratie nach liberalem, rechtsstaatlichem Maß besteht im Einklang von Herz und Kopf, Gefühl und Verstand. Keineswegs verbannen möchte Tocqueville die Emotionen also aus der Sphäre des Politischen. Sein Befund demokratischer Pathologien empfiehlt zur Genesung vielmehr eine Reaktivierung des Gefühls. Tocqueville zeigt uns, dass Gefühle im Kontext des Politischen nicht nur nützlich, sondern sogar wichtig sind.² Sie dienen dem Erhalt einiger für die Demokratie überlebenswichtigen Faktoren, so zum Beispiel einem stabilisierenden Gemeinschaftsgefühl, einer authentischen und selbstbestimmten Identität des Bürgers oder einer wachsamen, aufgeklärten Zivilgesellschaft. Der Illusion von frei entstehenden, rein individuellen Gefühlen erteilt Tocqueville allerdings – wie wir sehen werden – eine Absage. Emotionen werden für ihn einerseits von den politischen Strukturen beeinflusst und nehmen andererseits selbst wieder großen Einfluss auf demokratische Prozesse und Institutionen. Gefühle sind damit nicht nur, aber auch Sache der Demokratie und können somit sowohl äußerst nützlich als auch gefährlich für die Zukunft der Demokratie sein. Je nachdem, wie sie entstanden sind und um welche Emotionen es sich konkret handelt, wirken sie äußerst ambivalent auf den demokratischen Menschen und damit auf die Demokratie an sich. Sie lenken und leiten den *homme démocratique* sogar so weit, dass sie über die Frage bestimmen, wie eigenständig er eigentlich noch denken kann. Wie richtungsweisend Gefühle im demokratischen Kontext damit sind und weshalb Tocqueville ihnen so viel Bedeutung beimisst, wird im Rahmen dieses Beitrags geklärt.

Dieser Artikel befasst sich also mit Alexis de Tocquevilles Version der Emotionalisierung des Politischen, wobei seine Version – wie sich zeigen wird – eher eine Emotionalisierung der Politik ist und über das Politische hinausgeht. Worin sich eine Emotionalisierung des Politischen von einer Emotionalisierung der Politik im Sinne Tocquevilles unterscheidet, wird im Laufe des Textes deutlich werden. Die Differenzierung ist nicht nur für eine korrekte Deutung von Tocquevilles Theorie

² Die enorme Bedeutung der Emotionen im Kontext von Tocquevilles politischer Theorie betont auch Harald Bluhm, wenn er von kollektiven Leidenschaften als Medium der Politik spricht: Harald Bluhm: »Leidenschaft für die Freiheit. Das Gravitationszentrum von Tocquevilles politischem Denken«, in: *Berliner Debatte* Initial 16 (2005), S. 69-82, hier S. 71.

wichtig. Sie soll auch als Denkanstoß dienen, das Verhältnis von Emotionen und der Sphäre des Politischen, welches im Mittelpunkt dieses Sammelbands steht, anders zu denken. Schließlich impliziert Tocquevilles Darstellung des Zusammenspiels von Emotionen und Politik gleichsam eine Vision unserer heutigen Gesellschaft und auch eine tiefgreifende Analyse der Demokratie. Zunächst aber zum Aufbau dieses Beitrags:

In einem ersten Teil soll der Kontext erläutert werden, in den Tocquevilles Untersuchung des Verhältnisses von Politik und Emotionen eingebettet ist. Es handelt sich dabei um seine Demokratietheorie, die nur dann vollständig entschlüsselt werden kann, wenn den sogenannten Gewohnheiten des Herzens, dem Innenleben der Individuen also, nachgegangen wird. Hier zeigt sich schon die Relevanz der Emotionen für Tocquevilles Politikverständnis. Der zweite Teil des Aufsatzes widmet sich dem Phänomen des Individualismus, dem Tocqueville ambivalent gegenübersteht. Gleichsam Chance und Risiko für die Demokratie überwiegt am Ende doch Tocquevilles Skepsis gegenüber einer Individualisierung. Er begreift sie als Wegbereiter von Einsamkeit und Politikverdrossenheit. Im darauffolgenden, dritten Teil wird der Gefahr des sogenannten sanften Despotismus nachgegangen. Dieser wird maßgeblich durch emotionale Missstände seitens des *homme démocratique* befördert und kann als spezifischer Vorläufer von populistischen Tendenzen begriffen werden. So setzt sich der vierte Teil des Beitrags also auch mit der Frage auseinander, inwieweit Tocqueville – bezugnehmend auf Individualismus und sanften Despotismus – als Vordenker des Populismus verstanden werden kann. Im fünften Teil steht der Zusammenhang von Mitgefühl und strukturellem Rassismus im Fokus. Hier soll unter anderem dargestellt werden, inwiefern Gefühle im Kontext des Politischen auch stabilisierend wirken können und welches Potenzial eine etwaige (Re-)Emotionalisierung der Politik für Tocqueville birgt. In einem abschließenden Fazit werden die Risiken einer Emotionalisierung der Politik im Tocquevilleschen Sinne ebenso in den Blick genommen wie auch die Frage nach möglichen Chancen.

Als Grundlage für die vorliegende Analyse werden primär Tocquevilles Hauptwerk *Über die Demokratie in Amerika*³ sowie vereinzelt sein Spätwerk *Der alte Staat und die Revolution*⁴ herangezogen. Die These, die dem Aufsatz zugrunde liegt, lautet, dass die emotionale Beschaffenheit der Individuen einen maßgeblichen Einfluss auf politische Prozesse hat und speziell im Kontext der Demokratie richtungsweisend für die politische Zukunft ist. Grundsätzlich soll Tocquevilles Emotionalisierung der Politik möglichst gründlich untersucht und in all ihrer Vielschichtigkeit und Ambivalenz beleuchtet werden. Es folgt nun der erste Teil – die

3 Vgl. Alexis de Tocqueville: *Über die Demokratie in Amerika*, (Hg.) Mayer, Jacob P., München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1976.

4 Vgl. Alexis de Tocqueville: *Der alte Staat und die Revolution*, Berlin: Verlag Johannes C. Hoof 2014.

Einordnung des Verhältnisses von Emotionen und Politik in Tocquevilles Demokratietheorie.

Im Kontext: Über die Demokratie

Bereits im 19. Jahrhundert hatte der in der Ahnenreihe der Philosophie hierzu-
lande häufig unterschätzte Philosoph Alexis de Tocqueville ein bemerkenswertes
Gespür für den komplexen Zusammenhang zwischen den Gefühlen des Individu-
ums und der Gestalt des Politischen. Ganz besonders in der Demokratie – so die
These in seinem Hauptwerk *Über die Demokratie in Amerika* – entscheiden die Ge-
fühle, Einstellungen, Gedanken, Sitten und Verhaltensweisen der Individuen über
das Funktionieren, den Fortgang und die konkrete Gestaltung des politischen Sys-
tems. Die Demokratie ist für ihn also mehr als eine bloße Herrschaftsform oder
ein Zusammenwirken von Institutionen. Sie ist auch eine Gesellschaftsform, eine
bestimmte Art des Zusammenlebens und ihre konkrete Ausgestaltung hängt maß-
geblich von den Individuen ab.⁵ Ein besonderes Augenmerk legt Tocqueville dabei
auf die Gefühlswelt des demokratischen Menschen. Sie ist für ihn eine andere als
die des *homme aristocratique* und ergibt sich aus den veränderten systemischen
Rahmenbedingungen. Doch was führt Tocqueville zu dieser gewagten These? Wäh-
rend seiner Amerikareise, die Tocqueville gemeinsam mit seinem Freund Gustave
de Beaumont antritt, beobachtet und erlebt er eine Demokratie, die er als Zukunft
für Europa, als richtungsweisend versteht. Geprägt von den positiven Eindrücken
der Demokratie in Amerika entsteht 1835 der erste, eher deskriptive und vorwie-
gend affirmative Band seines Hauptwerks. Fünf Jahre später publiziert Tocqueville
den zweiten Band, der deutlich skeptischere Töne anschlägt und nicht nur die ameri-
kanische Variante, sondern die Demokratie als Staats- und Gesellschaftsform per
se in den Blick nimmt.⁶ Getrübt von den demokratischen Erfahrungen auf europäi-
schem Grund, löst vor allem der vergleichsweise abrupte Systemwechsel in seinem
Heimatland Frankreich Unbehagen in Tocqueville aus. Während er in Bezug auf
die amerikanischen Verhältnisse lobt, dass die Bürgerinnen und Bürger gewisser-
maßen von Natur aus, von Geburt an, mit den historisch gewachsenen demokra-
tischen Bedingungen aufgewachsen, kritisiert er an der Demokratie in Frankreich

5 Vgl. Karlfriedrich Herb und Oliver Hidalgo: *Alexis de Tocqueville*, Frankfurt a.M.: Campus Verlag 2005, S. 58f.

6 Vgl. Dennis Smith: *Capitalist Democracy on Trial. The Transatlantic debate from Tocqueville to the Present*, London & New York: Routledge 1990, S. 20. Vgl. Seymour Drescher: »More than America. Comparison and Synthesis in Democracy in America«, in: Abraham S. Eisenstadt (Hg.), *Reconsidering Tocqueville's Democracy in America*, New Brunswick/London: Rutgers University Press 1988, S. 80f.

ihre plötzliche Einführung durch die Französische Revolution.⁷ Als Demokrat aus Überzeugung konstatiert der französische Philosoph adeliger Abstammung im Innerenleben seines demokratischen Menschen hier die gleichen Abgründe, die auch ihn selbst umtreiben: einen Mangel an Verinnerlichung der demokratischen Werte, Sitten, Gefühle und Gedanken. Mag die französische Demokratie als Staatsform also demokratisch sein, den demokratischen Charakter der Gesellschaft zieht Tocqueville in Zweifel. Ganz besonders fürchtet Tocqueville die ausbleibende Identifikation mit den demokratischen Mitmenschen. Zwar wird er zunächst durch die Situation in Frankreich auf diese Schattenseite der Demokratie aufmerksam. Er erkennt die Bindungslosigkeit und die Erosion der Gemeinschaft jedoch schon bald als demokratieinhärente Probleme und führt sie auf das charakteristische Merkmal der Demokratie, die sogenannte Gleichheit der Bedingungen zurück. So schreibt Tocqueville:

In demokratischen Zeitaltern hingegen [...] wird die Hingabe an einen Menschen seltener; das Band menschlicher Zuneigungen dehnt und lockert sich. [...] Da jede Klasse sich den übrigen nähert und mit ihnen vermischt, werden ihre Angehörigen gleichgültig und einander gleichsam fremd. Die Aristokratie bildete aus allen Bürgern eine lange Kette, die vom Bauern bis zum König hinaufreichte; die Demokratie zerbricht die Kette und sondert jeden Ring für sich ab.⁸

Was Tocqueville also zunächst bei der Beobachtung der noch jungen, französischen Demokratie bewusst wird, entlarvt er als demokratischen Makel an sich: Es ist die Demokratie, die infolge der Gleichheit der Bedingungen »die Kette zerbricht und [...] jeden Ring für sich ab[sondert]«. Die politische Chancengleichheit, das für alle geltende Recht auf Partizipation und den hohen Stellenwert des Individuums – alles Konsequenzen aus der Gleichheit der Bedingungen – begrüßt Tocqueville freilich. Was ihn jedoch umtreibt, sind die Orientierungslosigkeit und die Identitätskrise, die ebenfalls durch die Gleichheit der Bedingungen entstehen. Den festen Platz in der Gesellschaft und das Bewusstsein für die eigene Stellung im Kontext des gesamtgesellschaftlichen Gefüges büßen die Individuen ein. Der aristokratische Mensch ist an seine Klasse gebunden. Er hat keine Aufstiegschancen und lebt in einem System der Ungleichheit, aber er kennt seinen Platz und kann sich auf seine Standesgenossen verlassen, fühlt sich seinen Mitmenschen verbunden. Der demokratische Mensch bewegt sich in einem System der Gleichheit der Bedingungen. Inmitten all der Möglichkeiten und der Verantwortung, die jeder einzelne hier als Bürger trägt, verliert er die Orientierung. Er ist häufig überfordert und weiß schließlich nicht mehr, wo er in der Gesellschaft steht. Um es mit Tocquevilles Worten zu sagen: »Jeder steht in seiner Vereinzelung dem Schicksal aller an-

7 Vgl. Tocqueville: *Über die Demokratie in Amerika*, S. 10.

8 Ebd. S. 586.

dern fremd gegenüber.⁹ Dies sei jedoch nicht nur auf die fehlenden Hierarchien zurückzuführen, sondern werde maßgeblich durch weitere demokratische Phänomene verstärkt. Besonders hebt Tocqueville hier die Wohlstandssucht, den Anpassungsdruck und das Anerkennungsstreben infolge der öffentlichen Meinung, den Individualismus und den sanften Despotismus hervor. Das große Gefahrenpotential sieht Tocqueville damit nicht auf institutioneller Ebene oder in der Demokratie als Regierungsform. Es ist vielmehr die Gesellschaft, deren langfristige Stabilität er anzweifelt.

Das ausbleibende demokratische Miteinander und die mangelnde Identifikation mit dem Nächsten und der Gemeinschaft gefährden jedoch nicht nur die Demokratie, indem sie den Status des Bürgers untergraben. Sie deformieren, ja pervertieren darüber hinaus auch den demokratischen Menschen an sich. Sein Gefühlshaushalt ist somit die wahre Schwachstelle der Demokratie.

Die enorme Bedeutung der Emotionen für den Fortbestand der Demokratie zeigt sich im Übrigen auch schon am Aufbau des 2. Bandes von Tocquevilles Hauptwerk, der in vier Teile gegliedert ist. Während sich die ersten drei Teile mit dem Einfluss der Demokratie auf das geistige Leben, Gefühlsleben und die Sitten der Individuen befassen, kehrt sich das Verhältnis im vierten und letzten Teil um. Hier untersucht Tocqueville den »Einfluß des demokratischen Denkens und Fühlens auf die politische Gesellschaft«.¹⁰ Er nimmt damit nicht weniger an, als dass in der Demokratie eine ihr eigentümliche Art zu Denken und zu Fühlen existiert. Diese nimmt, wenn sie erst einmal entstanden ist, umgekehrt wieder Einfluss auf die demokratische Gesellschaft. Das diffuse – und vor allem ambivalente – Verhältnis zwischen den Emotionen des Individuums und den Strukturen der Demokratie wird damit zur Zerreißprobe für eine demokratische Zukunft. Besonders an den Phänomenen Individualismus und sanftem Despotismus zeigt sich die herausragende Stellung der Gefühle in Tocquevilles Demokratietheorie. Ferner sieht Tocqueville in beiden die wohl gefährlichsten Erscheinungen des demokratischen Zeitalters.

Im Zwiespalt: Der Individualismus

Wie so vielen Phänomenen in seiner Demokratietheorie steht Tocqueville dem Individualismus ambivalent gegenüber.¹¹ Dass er einerseits den hohen Stellenwert

⁹ Tocqueville: *Über die Demokratie in Amerika*, S. 814.

¹⁰ Ebd. S. 781.

¹¹ Vgl. Karlfriedrich Herb: »Alexis de Tocqueville«, in: Hans Maier/Horst Denzer (Hg.), *Klassiker des politischen Denkens. Zweiter Band: Von John Locke bis Max Weber*, München: Verlag C. H. Beck 2007, S. 155.

des Individuums und all die Rechte und Möglichkeiten, die jedem Einzelnen in Folge der Gleichheit der Bedingungen zustehen, schätzt, ist bereits erwähnt worden. Ohne die Gleichheit der Bedingungen, die Vorrangstellung des Individuums, ist Tocquevilles Demokratie nicht denkbar. Andererseits beäugt Tocqueville den Individualismus kritisch. Seinen Zwiespalt bringt er wie folgt zum Ausdruck: »Wie man zugeben muß, erregt indessen die Gleichheit, die viel Gutes in die Welt bringt, in den Menschen sehr gefährliche Triebe [...]; sie fördert ihre Vereinzelung und jeder ist bestrebt, sich nur um sich selber zu kümmern.«¹² Tocqueville sieht den Individualismus als Ursprung von gefährlichen Tendenzen, die er mit dem Zeitalter der Demokratie assoziiert: die Vereinzelung und den Rückzug ins Private. Dieser Rückzug impliziert eine Art Politikverdrossenheit und kann zu Einsamkeit¹³ gegenüber anderen und auch gegenüber sich selbst führen, denn die Individuen verlieren nicht nur den regelmäßigen Kontakt zu ihren Mitmenschen, sondern auch den authentischen Kontakt zu sich selbst. Sie entfremden sich.¹⁴ Doch wie genau geht dieser Prozess vonstatten? Tocqueville grenzt den Individualismus zunächst vom Egoismus ab. Er hält fest, dass der Egoismus zu allen Zeiten existiert hat und so alt ist, wie die Welt, während der Individualismus erst mit der Demokratie entsteht, also ein spezifisch demokratisches Phänomen ist.¹⁵ Und selbst wenn es zunächst kontraintuitiv klingen mag: Obwohl Tocqueville den Individualismus als ambivalentes Phänomen ansieht und auch positive Aspekte damit verbindet, stuft er ihn dennoch als viel gefährlicher ein als den Egoismus. Gerade weil sich der Individualist nicht nur auf sich selbst, sondern auch auf sein privates Umfeld, seine Freunde und seine Familie konzentriert, nimmt er seinen schleichenden Entfremdungsprozess, den Verlust seines aktiven Bürger-Status nicht wahr. Er glaubt nach wie vor, ein integrierter Bestandteil der Gesellschaft zu sein und begreift nicht, wie an die Stelle einer regen Bürgerbeteiligung ein leerer Ort der Macht rückt, was den Individualismus als gesamtgesellschaftliches Phänomen für die Demokratie

12 Tocqueville: *Über die Demokratie in Amerika*, S. 506.

13 Zur Einsamkeit im Kontext von Tocquevilles Demokratie vgl. Karlfriedrich Herb und Sarah Rebecca Strömel: »Einsame Herzen. Tocqueville und die Demokratie«, in: *Zeitschrift für Politik* (ZfP) 66 (2019), S. 365–383.

14 Vgl. Steven Bilakovics: *Democracy without Politics*, Cambridge, Massachusetts & London: Harvard University Press 2012, S. 84.

15 Vgl. Tocqueville: *Über die Demokratie in Amerika*, S. 585. In »Der alte Staat und die Revolution« schreibt Tocqueville allerdings von einem Zusammenhang zwischen dem *kollektiven Individualismus* des Ancien Régime und dem *eigentlichen Individualismus* der Demokratie. Er geht davon aus, dass der kollektive Individualismus die demokratischen Individuen auf den eigentlichen Individualismus vorbereitet hat, da es in der Aristokratie zwar keine individuelle Vereinzelung, wohl aber eine Spaltung in verschiedene Gruppen der Gesellschaft gab und sich der eigene Horizont stets an den Grenzen der Gruppenzugehörigkeit messen lassen musste: Tocqueville: *Der alte Staat und die Revolution*, S. 103.

viel gefährlicher macht. Ohne jeden Leidensdruck zu verspüren, verändert sich der demokratische Mensch in seiner Rolle als Bürger und auch als Privatperson. Der Individualismus agiert im Öffentlichen und im Privaten und nimmt substanzelle Änderungen in der demokratischen Gesellschaft vor. Interessanterweise wirkt das Phänomen selbst auf der emotionalen Ebene. Zumindest die negative Komponente des Individualismus ist laut Tocqueville also ein Gefühl, das andere Emotionen erzeugt oder verdrängt und den demokratischen Menschen so systematisch verändert:

Der Individualismus ist ein überlegendes und friedfertiges Gefühl, das jeden Bürger drängt, sich von der Masse der Mitmenschen fernzuhalten und sich mit seiner Familie und seinen Freunden abzusondern; nachdem er sich eine kleine Gesellschaft für seinen Bedarf geschaffen hat, überlässt er die große Gesellschaft gern sich selbst. [...] So lässt die Demokratie jeden nicht nur seine Ahnen vergessen, sie verbirgt ihm auch seine Nachkommen und trennt ihn von seinen Zeitgenossen; sie führt ihn ständig auf sich allein zurück und droht ihn schließlich ganz und gar in der Einsamkeit seines eigenen Herzens einzuschließen.¹⁶

Buchstäblich zielt der Individualismus also mitten ins Herz der Demokratie, indem er in die Herzen ihrer Bürger trifft. Tocqueville schildert eindringlich, wie gefährlich der Individualismus ist und wie viel Macht er hat. So agiert der Individualismus nicht nur äußerst subtil und prozesshaft. Seine Funktionslogik impliziert auch, dass er seinen Geltungsbereich von einer eher oberflächlichen Ebene, die die Individuen als demokratische Bürger betrifft, zu ihrem Inneren ausdehnt. Nachdem sich die Individuen aus der demokratischen Gesellschaft in eine Art private, »kleine Gesellschaft nach ihrem Bedarf« zurückgezogen haben, büßen sie auch hier jede authentische, tiefe Bindung ein und werden einsam. Die Worte, die Tocqueville findet, um diesen Zustand des demokratischen Menschen zu beschreiben, lassen wenig Gutes verheißen:

Seine Kinder und seine persönlichen Freunde verkörpern für ihn das ganze Menschengeschlecht; was die übrigen Mitbürger angeht, so steht er neben ihnen, aber er sieht sie nicht; er berührt sie, und er fühlt sie nicht; er ist nur in sich und für sich allein vorhanden, und bleibt ihm noch eine Familie, so kann man zumindest sagen, daß er kein Vaterland mehr hat.¹⁷

Am Phänomen des Individualismus zeigt sich also bereits, weshalb bestimmte Emotionen im Rahmen der Demokratie so gefährlich sind. Sie wirken nicht nur auf der Sphäre des Politischen, sondern auch innerhalb des Privaten, greifen gleichermaßen *citoyen* und *homme démocratique* an. Gewissermaßen sieht

¹⁶ Tocqueville: *Über die Demokratie in Amerika*, S. 585 und 587.

¹⁷ Ebd., S. 814.

Tocqueville hier die »falschen« Emotionen am Werk. Er verurteilt eine Emotionalisierung des Politischen nicht pauschal, sondern sieht, dass verbindende Gefühle genau das sind, was einer funktionierenden Demokratie zur Stabilisierung ihrer Gesellschaft fehlt. Während Gefühle, die von einer fortschreitenden Individualisierung manipuliert sind, also schädlich auf die Politik wirken, bilden aufrichtige, gewissermaßen reine, frei entstehende Emotionen gleichzeitig ein Bollwerk gegen die Effekte des Individualismus. Fraglich bleibt für Tocqueville allerdings, ob solche Gefühle im Rahmen der Demokratie noch möglich sind. Hinzu kommt, dass der Individualismus für Tocqueville langfristig ohnehin in Egoismus mündet¹⁸ und die wahrscheinlich größte Bedrohung für und von Demokratien heraufbeschwört: den sogenannten sanften Despotismus. In einem eindrucksvollen Zitat aus Tocquevilles Spätwerk *Der alte Staat und die Revolution*, das 1856 veröffentlicht wurde, beschreibt er, wie Individualismus und sanfter Despotismus miteinander verbunden sind¹⁹ und sich gegenseitig begünstigen:

Die Menschen sind hier [gemeint ist in der Demokratie] nicht mehr durch Kasten, Klassen, Korporationen und Geschlechter miteinander verbunden und sind daher nur zu sehr geneigt, sich bloß mit ihren besonderen Interessen zu beschäftigen, immer nur an sich selbst zu denken und sich in einen Individualismus zurückzuziehen, in dem jede öffentliche Tugend ersticken wird. Der Despotismus, weit entfernt gegen diese Neigung zu kämpfen, macht sie vielmehr unwiderstehlich, denn er entzieht den Bürgern jede gemeinsame Begeisterung, jedes gemeinschaftliche Bedürfnis, jede Notwendigkeit, sich miteinander zu verständigen, jede Gelegenheit zu gemeinschaftlichem Handeln; er mauert sie sozusagen im Privatleben ein.²⁰

Spätestens jetzt erlangt die gern zitierte Parole »Das Private ist politisch« eine Tocquevillesche Bedeutung. Ja, das Private ist politisch. Aber nicht, weil die Trennung zwischen Öffentlichem und Privatem verschwimmt oder obsolet wird, wie im postmodernen Diskurs häufig postuliert wird, sondern weil die Sphäre des Privaten ins Politische rückt, ohne dabei öffentlich zu werden. Wie sehr das Private mit all den Gedanken, Gefühlen und Empfindsamkeiten des Individuums ins Zentrum politisch-strategischer Interessen gerät, zeigt sich am Aufkommen des sanften Despotismus. Folgt man Tocquevilles Ausführungen hierzu, entscheidet sich die Zukunft der Demokratie im Privaten. Sie entscheidet sich durch politisierte Emotionen.

¹⁸ Vgl. ebd., S. 585.

¹⁹ Vgl. Raymond Aron: *Hauptströmungen des soziologischen Denkens. Erster Band: Montesquieu – Auguste Comte – Karl Marx – Alexis de Tocqueville*, Köln: Verlag Kiepenheuer und Witsch 1965, S. 201-245, hier S. 231.

²⁰ Tocqueville: *Der alte Staat und die Revolution*, S. 15.

Schon an diesem Punkt wird deutlich, wie komplex das Verhältnis von Emotionen und Politik bei Tocqueville ist. Nicht nur der Raum des Politischen wird emotionalisiert, indem Gefühle über politische Fragen entscheiden, indem die spezifisch demokratische Art zu Denken und zu Fühlen bestimmt, welche politischen Ziele verfolgt werden, welche öffentliche Meinung sich durchsetzt und welche Richtung die Demokratie nimmt. Die politisierten Emotionen greifen darüber hinaus in die Sphäre des Privaten ein und manipulieren die Gefühlswelt des Individuums auch hier. Dadurch erfolgt zusätzlich eine Politisierung des Privaten und die Macht der Emotionen wird unvergleichlich größer.

In Gefahr: Der sanfte Despotismus

Durch das Zusammenwirken von Individualismus und sanftem Despotismus entsteht ein fragwürdiges Bündnis. Einerseits ist der sanfte Despotismus die Antwort auf die Missstände, die der Individualismus bei den Individuen erzeugt. Andererseits verstärkt sich der Individualismus durch den sanften Despotismus. Die Wirkung ist also wechselseitig und entfaltet so ihre volle Bedrohlichkeit. Doch was genau versteht Tocqueville unter dem Begriff sanfter Despotismus?²¹ Die passende Bezeichnung für die Krisengestalt der Demokratie zu finden, fällt Tocqueville nicht leicht.²² Nach längeren Überlegungen entscheidet er sich für den Despotismus, um zum Ausdruck zu bringen, dass sich in der Demokratie ein Übel auftut, das einerseits an schon da gewesene Formen des Despotischen erinnert. Durch den Zusatz »sanft« betont Tocqueville andererseits die Eigenheit, das spezifisch Neue des Phänomens. Dieses liegt klar in seiner Funktionslogik begründet. Denn während zu früheren Zeiten das Despotische klar erkennbar war, zeichnet sich der sanfte Despotismus durch seine Unsichtbarkeit und Subtilität aus. Das Schreckensszenario, in dem sich Tocquevilles demokratischer Bürger unter solchen Bedingungen befindet, schildert der Philosoph folgendermaßen:

Über diesen erhebt sich eine gewaltige, bevormundende Macht, die allein dafür sorgt, ihre Genüsse zu sichern und ihr Schicksal zu überwachen. Sie ist unumschränkt, ins einzelne gehend, regelmäßig, vorsorglich und mild. [...] Nachdem der Souverän auf diese Weise den einen nach dem andern in seine mächtigen Hände genommen hat, breitet er seine Arme über die Gesellschaft als Ganzes aus; er bedeckt ihre Oberfläche mit einem Netz verwickelter, äußerst genauer und einheitlicher kleiner Vorschriften [...]; er bricht ihren Willen nicht, aber er weicht ihn auf und beugt und lenkt ihn; er zwingt selten zu einem Tun, aber er wendet sich

²¹ Umfassend dazu: Paul Rahe: *Soft Despotism, Democracy's Drift: Montesquieu, Rousseau, Tocqueville and the Modern Prospect*, New Haven/London: Yale University Press 2009.

²² Vgl. Tocqueville: *Über die Demokratie in Amerika*, S. 814.

fortwährend dagegen, daß man etwas tue; er zerstört nicht, er hindert, daß etwas entstehe; er tyrannisiert nicht, er hemmt, er drückt nieder, er zermürbt, er löscht aus, er stumpft ab und schließlich bringt er jedes Volk soweit herunter, daß es nur noch eine Herde ängstlicher und arbeitsamer Tiere bildet, deren Hirte die Regierung ist. [...] Jeder duldet, daß man ihn fessle, weil er sieht, daß weder ein Mann noch eine Klasse, sondern das Volk selbst das Ende der Ketten in Händen hält.²³

Diese düstere Beschreibung erinnert an dystopische Gesellschaftsentwürfe von Orwell oder Huxley und weist in vielem auf das voraus, was Foucault unter seinem Machtdispositiv subsumiert. Für Tocqueville ist dieser Zustand der Unmündigkeit jedoch keine Fiktion oder eine weit entfernte Zukunft, sondern die bittere Realität, die er aufkommen sieht. Der sanfte Despotismus stellt für ihn das Andere der Demokratie, ihre pervertierte Form dar. Im Gegensatz zu den meisten Vorstellungen in der Ideengeschichte – man denke nur an Aristoteles – ist der sanfte Despotismus also kein Gegenmodell zur Demokratie. Er gehört zu ihr²⁴ und kann gewissermaßen als ihre entartete Variante verstanden werden. Ob sich also eine rechtsstaatlich-liberale oder eine vom sanften Despotismus durchzogene Version der Demokratie durchsetzt, hängt maßgeblich von den Individuen, genauer von ihrem Innenleben ab. Leicht ist es nicht, den Versuchungen des sanften Despotismus zu trotzen. Gerade weil er äußerst genau ist, nur kleine Vorschriften macht und nicht greifbar ist, also nicht in einer Person, sondern in einer netzartigen Struktur besteht, sind seine Mechanismen schwer zu durchschauen.²⁵ Was der sanfte Despotismus erzeugt, ist eine Art politische Lethargie, eine Passivität und Willenlosigkeit, die jedes kritische Denken seitens der demokratischen Bürger untergräbt. Als einsame Masse, lonely crowd, wie David Riesman eine Zivilgesellschaft, die unter solchen Vorzeichen steht, später nennen wird²⁶, geben die manipulierten Individuen ihre politischen Partizipationsrechte auf, ohne es zu merken. Zu beschäftigt damit, sich um sich selbst zu kümmern, gerät die Sache der Demokratie aus dem Blick. Ein Scheitern der Demokratie sieht Tocqueville also dann drohend bevorstehen, wenn der sanfte Despotismus triumphiert. Sein Siegeszug vollzieht sich vom Inneren des *homme démocratique* aus. Erneut wird damit deutlich, wie politisiert die Emotionen sind, wie emotionalisiert die Politik ist. Noch drastischer

23 Ebd. S. 814-815.

24 Vgl. Karlfriedrich Herb und Oliver Hidalgo: »Tocquevilles Staatsverständnis«, in: Karlfriedrich Herb und Oliver Hidalgo (Hg.), *Alter Staat – Neue Politik. Tocquevilles Entdeckung der modernen Demokratie*, Baden-Baden: Nomos Verlag 2004, S. 13-22, hier S. 19.

25 Vgl. Herbert Dittgen: *Politik zwischen Freiheit und Despotismus. Alexis de Tocqueville und Karl Marx*, Freiburg/München: Verlag Karl Alber 1986, S. 135.

26 Vgl. David Riesman: *The lonely crowd. A study of the changing American character*, New York: Doubleday 1961.

zeigt sich dies an einer anderen Facette des sanften Despotismus. So unterscheidet er sich von früheren Formen des Despotischen nicht nur in seiner Subtilität, sondern auch durch seinen Fokus auf die Gefühle, die Seele des Menschen: »Unter der unumschränkten Alleinherrschaft schlug der Despotismus in roher Weise den Körper, um die Seele zu treffen; [...] in den demokratischen Republiken jedoch geht die Tyrannie nicht so vor; sie übergeht den Körper und zielt gleich auf die Seele.«²⁷ Später schreibt Tocqueville wörtlich, dass der sanfte Despotismus in der »Vereinzelung des Menschen das sicherste Unterpfand seiner Dauer«²⁸ sieht. Offenbar ist eine Manipulation der Gefühlswelt im Rahmen der Demokratie effektiver denn je. Harte Sanktionen oder körperliche Peinigung sind nicht nötig – der sanfte Despotismus setzt strategisch darauf, die Individuen von innen heraus zu lenken und ist dadurch unvergleichlich machtvoller. Neben Gefühlen der Einsamkeit²⁹ – seien sie durch die Isolation von den Mitmenschen oder durch das Alleinsein mitten unter ihnen entstanden – baut der sanfte Despotismus jedoch auch noch auf andere Emotionen. So dienen ihm beispielsweise Neid, Habgier und Missgunst ebenso wie ein permanenter Geltungsdrang und das Streben nach Anerkennung zur Festigung und Ausweitung seiner Macht. Habgier, Neid und Missgunst werden im Besonderen durch die Liebe zum materiellen Wohlergehen³⁰ hervorgerufen und verstärkt. Auch hier betont Tocqueville, dass die Sucht nach Wohlstand in keinem anderen System so dominant, so einnehmend ist, wie in der Demokratie – hat doch jeder nun, zumindest de jure, die gleichen Chancen, Wohlstand zu erlangen. Die Vehemenz des Gefühls, das den Bürger davon abhält, sich politisch zu betätigen, seiner Rolle als Bürger gerecht zu werden und das alle echten, authentischen Gefühle verdrängt, ängstigt Tocqueville. Er schreibt:

Man ist angesichts dieser seltsamen Rastlosigkeit, die sich bei so vielen glücklichen Männern gerade inmitten ihres Überflusses zeigt, zuerst erstaunt. Und doch ist dieses Schauspiel so alt wie die Welt selbst; neu ist dabei, daß es von einem ganzen Volk geboten wird. [...] Nur auf das Reichwerden bedacht, bemerken sie nicht mehr das enge Band, welches das Wohlergehen jedes einzelnen von ihnen mit dem Gedeihen aller verknüpft. Man braucht solchen Bürgern die Rechte, die sie besitzen, nicht zu entreißen; sie lassen sie selber gern fahren. Die Ausübung

²⁷ Tocqueville: *Über die Demokratie in Amerika*, S. 295.

²⁸ Ebd. S. 590.

²⁹ Eine eigenwillige Interpretation von Tocquevilles Einsamkeitsbegriff nimmt Guy Paltiel vor. Er betrachtet Einsamkeit keineswegs als Gefahr, sondern als positives Faktum, als Voraussetzung für intellektuelle Arbeit. Der Stellenwert der Einsamkeit geht bei ihm so weit, dass er sie unter Umständen sogar der politischen Teilhabe überordnet. Vgl. Guy Paltiel: »Soltitude de son propre cœur. Tocqueville and the Transformation of Democratic Solitude», in: *The Tocqueville Review/La Revue Tocqueville* 37 (2016), S. 184.

³⁰ Vgl. Tocqueville: *Über die Demokratie in Amerika*, S. 618ff.

ihrer politischen Rechte erscheint ihnen als eine ärgerliche Störung, die sie von ihrem Gewerbe abhält.³¹

Blockiert von dem permanenten Blick auf die Besitztümer des Nächsten und dem ständigen Drang, selbst mehr anzuhäufen, ignoriert der Bürger seine politischen Rechte. Mehr noch: Er vergisst sie und büßt langfristig nicht nur seine politische Freiheit ein – er verliert auch die persönliche Freiheit und endet als umtriebiges Individuum, das von Gefühlen kontrolliert wird, die von einem sanften Despotismus initiiert und instrumentalisiert werden. Fremdbestimmt bewegen sich die Individuen in einem politischen Raum, der selbst im Privaten keine authentischen Gefühle zulässt und so jede vermeintliche Privatsphäre politisiert.

Erneut wirken dabei verschiedene Phänomene zusammen, sie ergänzen sich wechselseitig und verhelfen dem sanften Despotismus so zu seiner Macht. Neben der bereits angesprochenen Liebe zum materiellen Wohlergehen hat Tocqueville hier die sogenannte Stellenjägerei,³² die Allmacht der Mehrheit³³ und die öffentliche Meinung im Blick. Erst durch das Streben, in jeder Hinsicht möglichst viel zu erreichen und die gesamtgesellschaftliche Suggestion, als Mensch vor allem dann wertvoll zu sein, wenn berufliche Aufstiegschancen ergriffen, Besitztümer angehäuft und Kontrahenten ausgestochen werden, entstehen Neid, Missgunst und Habgier in ihrem vollen Bedeutungsumfang. Verstärkt werden die Tendenzen durch eine öffentliche Meinung, die omnipräsent ist und die als Sprachrohr für die Allmacht der Mehrheit fungiert. Nicht zufällig spricht Tocqueville auch von einer Tyrannei der Mehrheit.³⁴ Was uns durch Globalisierung, Leistungsgesellschaft und Kapitalismus also nur allzu vertraut ist, erkennt Tocqueville schon als strukturelles Problem der Demokratie. Das Bedrohliche an Tocquevilles sanftem Despotismus besteht also neben seiner Subtilität und Unsichtbarkeit, neben der Tatsache, dass er so schwer greifbar ist, in der Masse an Gefühlen, die er für sich zu nutzen weiß. Die despotischen Strukturen machen sich nicht nur eine Emotion zu eigen, sondern dehnen sich sukzessive auf verschiedene Empfindungen aus und infiltrieren das Individuum. Auffallend ist dabei, dass es sich um vorwiegend negativ konnotierte Emotionen handelt. Der sanfte Despotismus knüpft an emotionale Defizite, an die Schwachstellen der Individuen an und verstärkt bestimmte Veranlagungen. So etwa einen permanenten Geltungsdrang, das Bemühen um Anerkennung oder einen zermürbenden Konkurrenzdruck. All dies sind wiederum Faktoren, die durch die systemische Beschaffenheit der Demokratie begünstigt werden. Schließlich lässt erst die Gleichheit der Bedingungen an eine Zukunft glauben, in der Wohlstand und Luxus, Erfolg und Status für jeden Einzelnen zum Greifen nah werden. Nicht

31 Ebd. S. 626 und S. 630.

32 Vgl. ebd. S. 740f.

33 Vgl. ebd. S. 284ff.

34 Vgl. ebd. S. 289ff.

zufällig entsteht der sanfte Despotismus also im Kontext der Demokratie. Erst die demokratische Staats- und Gesellschaftsform macht das Zusammenspiel von sanftem Despotismus und Emotionen möglich und lässt Politik damit zur Gefühlssache werden.

Inwieweit der sanfte Despotismus aus heutiger Perspektive nun als Vorläufer von populistischen Tendenzen verstanden werden kann, zeigt sich vor allem an seinem Verhältnis zur öffentlichen Meinung.

In Voraussicht: Über den Populismus

Was Tocquevilles Vorstellung vom sanften Despotismus mit den heutigen Ausprägungen des Populismus eint, ist das Gespür für die Wichtigkeit von Emotionen zur Durchsetzung politischer Ziele. Freilich knüpft daran auch die teils bewusste, teils unbewusste Handlungsbereitschaft an, die Gefühle der Individuen den eigenen Interessen entsprechend zu manipulieren und zu kontrollieren. Besonders effektiv ist diese Manipulation, wenn sie – wie im Falle des sanften Despotismus – nicht nur im Politischen, sondern auch im Privaten wirkt. Diesem – zumindest in seinen Augen – strategisch klugem Schachzug war sich zuvor auch schon ein anderer Denker bewusst. Um Macht zu erhalten und Macht zu bewahren hat bereits Machiavelli seinem Fürsten geraten, die Gunst des Volkes für sich zu gewinnen.

Eine auf Authentizität oder Ehrlichkeit beruhende Politik hielt er dabei für weniger ausschlaggebend als den Schein, die Bedürfnisse der Bevölkerung wahrzunehmen und umzusetzen, um sich ihren Rückhalt zu sichern. Mehr am Zweck, als an den Mitteln interessiert, schuf er damit eine Art Grundlage für das Erfolgsrezept eines populistischen Herrschers.³⁵ Nicht zufällig finden sich diese Gedanken auch in Tocquevilles Verständnis des sanften Despotismus wieder. Zwar waren die drei großen Denker, die Tocqueville laut eigenen Angaben maßgeblich beeinflusst haben, Pascal, Rousseau und Montesquieu.³⁶ An passender Stelle – im Kontext der Führung und Unterwerfung der Untergebenen nämlich – unternimmt Tocqueville jedoch ein seltenes Unterfangen und zitiert aus Machiavellis Fürsten.³⁷ Offensichtlich hat sich sein Verständnis des Despotischen von Machiavellis Feingespür für den Zusammenhang von Macht, Politik, Emotionen und Suggestion inspirieren lassen. Im Kontext seiner Überlegungen zu Machtfragen erkennt Tocqueville,

³⁵ Vgl. Niccolo Machiavelli: *Der Fürst*, Hamburg: Felix Meiner Verlag 2019, S. 133 [XVIII] [1], S. 135 [XVIII] [8,9], S. 127 [XVII] [1].

³⁶ Vgl. Michael Drolet: »Freiheit und assoziatives Leben in Tocquevilles»neuer Wissenschaft der Politik«, in: Harald Bluhm und Skadi Krause (Hg.), *Alexis de Tocqueville. Analytiker der Moderne*, Paderborn: Wilhelm Fink Verlag 2016, S. 91-112, hier S. 112.

³⁷ Vgl. Tocqueville: *Über die Demokratie in Amerika*, S. 776.

dass eine Instrumentalisierung von Emotionen zu politischen Zwecken äußerst gewinnbringend für die Herrschenden sein kann – eine Einsicht, die sein Demokratieverständnis durchaus prägt. Das Andere der Demokratie, der sanfte Despotismus, muss für ihn immer mitgedacht werden, weil die Demokratie aufgrund ihrer strukturellen Beschaffenheit anfällig für eine Gesellschaft ist, die sich emotional manipulieren lässt – ein Umstand, den populistische Politiker damals wie heute zu schätzen und zu nutzen wissen.

Anthropologische Faktoren spielen in Bezug auf Tocquevilles Version der Emotionalisierung der Politik nur eine nachgeordnete Rolle, nämlich allenfalls dann, wenn es darum geht, wie viel Anlage oder Hang zu bestimmten Emotionen bereits vorhanden ist, an die der sanfte Despotismus anknüpfen kann.

Ob diese emotionalen Veranlagungen allerdings tatsächlich von Natur aus bestehen und zum Mensch an sich gehören, oder durch individuelle Erfahrungen, Erlebnisse und Umwelteinflüsse des *homme démocratique* entstanden sind, ist eine andere Frage und in diesem Kontext weniger relevant.³⁸ Ausschlaggebend ist, dass der sanfte Despotismus die wie auch immer entstandenen emotionalen Tendenzen des demokratischen Menschen für seine Zwecke zu nutzen weiß und dass dieser Vorgang in Tocquevilles Augen kein zufälliges Nebenprodukt der Demokratie ist, sondern schon in ihre Matrix eingeschrieben ist. Die Emotionalisierung der Politik ist offensichtlich eine Frage, die über Macht entscheidet und – folgt man dem machiavellistischen Pfad – häufig auch von Machtinteressen angetrieben wird. Politik ist dabei als Prozess zu verstehen, der im Öffentlichen und im Privaten wirksam ist und somit über die Sphäre des Politischen hinausgeht. Politik wird also auch im Privaten gemacht, denn die manipulierten und damit politisierten Emotionen sind im Privaten nicht weniger wirkmächtig als im Öffentlichen. Im Gegenteil. Möglicherweise sind sie im Kontext des Privaten sogar unvergleichlich machtvoller – schließlich rechnen die vielfältig abgelenkten und beschäftigten Individuen hier noch weniger mit einer politischen Manipulation. Für populistische Machthaber und solche, die es werden wollen, scheint es an diesem Punkt also besonders spannend zu werden.

Was Tocquevilles sanften Despotismus hinsichtlich seiner Eigenschaft als Vorläufer von populistischen Tendenzen so interessant macht, erschließt sich durch die vorausschauende Auffassung der Rolle der öffentlichen Meinung. Neben dem ohnehin schon bedrohlichen Aufkommen des Individualismus und dem permanenten Wohlstandsstreben trägt in Tocquevilles Krisenszenario auch die große Be-

³⁸ Richard Sennett stellt jede Transformation der menschlichen Natur aufgrund demokratischer oder sozialer Bedingungen in Frage: Richard Sennett: »What Tocqueville feared», in: *Partisan Review* 46 (1979), S. 408–418, hier S. 410. Demgegenüber betrachtet Pierre Manent den *homme démocratique* als *homme nouveau*: Pierre Manent: *Tocqueville et la nature de la démocratie*, Paris: Julliard 1982, S. 30, S. 95, S. 107.

deutung der öffentlichen Meinung zur stetigen Machterweiterung des sanften Despotismus bei. Erneut beeinflussen und ergänzen sich die drei Phänomene wechselseitig.

Die öffentliche Meinung gibt dabei den Ton an. Sie dient als Orientierung und hilft dem demokratischen Menschen über seine Identitätskrise hinweg, indem sie bestimmt, welche Art des Seins erstrebenswert ist. Den vereinzelten, tief verunsicherten und von Habgier und Neid geplagten Individuen kommt diese Entscheidungshilfe gerade recht. Ihre ohnehin schon politisierten und instrumentalisierten Gefühle werden so weiter kontrolliert und manipuliert. Ein Prozess, der uns im digitalen Zeitalter und dank sozialer Netzwerke nur allzu vertraut ist. Doch wie genau funktioniert dieser Prozess und was macht ihn zum Vorläufer des Populismus?

Tocqueville hält zunächst fest, dass das Vertrauen in die öffentliche Meinung in keinem anderen System so groß ist wie in der Demokratie und dass folglich auch die Macht der öffentlichen Meinung nie da gewesene Ausmaße erreicht:

Die Bereitschaft, an die Masse zu glauben, nimmt zu, und mehr und mehr lenkt die öffentliche Meinung die Welt. Nicht nur ist die öffentliche Meinung in den demokratischen Völkern die einzige Führung, [...]; sie hat in diesen Völkern auch eine unvergleichlich größere Macht als in irgendeinem sonst. In den Zeiten der Gleichheit glauben die Menschen infolge ihrer Gleichartigkeit nicht aneinander; diese selbe Gleichartigkeit jedoch verleiht ihnen ein fast unbegrenztes Vertrauen in das Urteil der Öffentlichkeit.³⁹

Der Umstand, dass die demokratischen Menschen Probleme haben, einander zu vertrauen, aneinander zu glauben, wie Tocqueville schreibt, lässt die öffentliche Meinung erst so mächtig werden, wie sie im demokratischen Kontext für Tocqueville offensichtlich ist. An dieser Stelle zeigt sich ganz deutlich, wie die Verstandes- und Gefühlsebene miteinander verknüpft sind und weshalb Tocqueville einen Ausgleich in diesem Spannungsverhältnis für so wichtig erachtet. Immerhin ist es ein emotionales Defizit, das die Leichtgläubigkeit gegenüber der öffentlichen Meinung begründet. Empfänglich und dankbar sind die demokratischen Individuen für eine öffentliche Meinung, die ihnen Entscheidungen abnimmt und diktiert, welche Art zu leben erstrebenswert ist oder soziale Anerkennung generiert.

Dass Verstandes- und Gefühlsebene hier beide involviert sind und die öffentliche Meinung genau deshalb so mächtig ist, wird an späterer Stelle noch deutlicher. Tocqueville schreibt:

In den demokratischen Völkern besitzt demnach die Öffentlichkeit eine einzigartige Macht, die sich die aristokratischen Völker nicht einmal vorstellen konnten.

39 Tocqueville: *Über die Demokratie in Amerika*, S. 494.

Sie bekehrt zu ihrem Glauben nicht durch Überzeugung, sie zwingt ihn auf und lässt ihn durch eine Art von gewaltigem geistigem Druck auf den Verstand jedes einzelnen in die Gemüter eindringen.⁴⁰

Der Anpassungsdruck infolge der öffentlichen Meinung führt also über den Kopf zum Herz, durch den Verstand zum Gefühl. Schließlich ist es der geistige Druck auf den Verstand, der den Glauben an die öffentliche Meinung in die Gemüter einziehen lässt. Einmal verinnerlicht, erstreckt sich die Macht der öffentlichen Meinung und daran anknüpfend die Tyrannie der Mehrheit auf das gesamte Innenleben des Individuums.

Diese günstige Ausgangslage weiß nicht nur der sanfte Despotismus zu nutzen – auch heutige Populisten setzen auf die Wahrnehmung in der öffentlichen Meinung. Dass Fakten, Ehrlichkeit und Wahrheit dabei nicht zu den relevantesten Kategorien gehören, wird schon am Gebrauch der Fake News und dem deutschen Pendant der Lügenpresse deutlich. Während Populisten den etablierten Politikern, Parteien und Medien vorwerfen, Wahrheiten nicht auszusprechen, zu verschleiern oder gar zu verdrehen, inszenieren sie sich selbst als Stimme des Volkes, als Übermittler der Wahrheit.⁴¹ Dabei steht das Leugnen von wissenschaftlich erwiesenen Erkenntnissen oder historischen Begebenheiten unter Trump, Bolsonaro oder Vertretern der AfD an der Tagesordnung. Jüngst zeigte sich dies zum Beispiel am Umgang mit der Corona-Krise, in der das Schlucken von Desinfektionsmittel von einem demokratisch gewählten Staatsoberhaupt als probates Mittel zur Lösung des Problems deklariert wurde. An die Stelle einer faktenorientierten Politik rückt also eine Selbstinszenierung, die auf das Vorgeben von Aufrichtigkeit und Vertrauenswürdigkeit setzt. Gerade in der Abgrenzung zu den etablierten Parteien und Politikern, die in der öffentlichen Wahrnehmung häufig angeblich nicht halten, was sie versprechen, liegt das Potenzial der populistischen Inszenierung. Enttäuschung, Misstrauen und Frustration, aber auch Hoffnung und eine gewisse Affinität zum Neuen dienen den Populisten als emotionale Grundlage in der Bevölkerung.⁴² Wie auch beim sanften Despotismus werden emotionale Defizite also dafür genutzt, eigene Interessen durchzusetzen und Macht auszuweiten. Hinzu kommt, dass Populisten auf die komplexen Fragen der Politik mit einfachen

⁴⁰ Ebd. S. 494.

⁴¹ Vgl. Hans Vorländer: »Der Wutbürger – Repräsentative Demokratie und kollektive Emotionen«, in: Harald Bluhm, Karsten Fischer und Marcus Llanque (Hg.): *Ideenpolitik. Geschichtliche Konstellationen und gegenwärtige Konflikte*, Berlin: Akademie Verlag 2011, S. 467-478, hier S. 477; Vgl. außerdem: Lars Rensmann: »Populismus und Ideologie«, in: Frank Decker (Hg.): *Populismus. Gefahr für die Demokratie oder nützliches Korrektiv?*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2006, S. 59-80, hier S. 67.

⁴² Vgl. Dirk Jörke und Veith Selk: *Theorien des Populismus zur Einführung*, Hamburg: Junius Verlag 2017, S. 63.

Lösungen antworten.⁴³ Den ohnehin schon überforderten, apolitischen und manipulierten Individuen kommen diese Lösungsstrategien – unabhängig von ihren Inhalten oder Konsequenzen – gerade recht, sind sie doch damit beschäftigt, sich weiter ins Private zurückzuziehen oder an ihrem persönlichen Wohlstand zu arbeiten. Politikverdrossenheit und Begeisterungsfähigkeit für populistische Parteien schließen sich mit Tocqueville also nicht aus; im Gegenteil: Die politische Lethargie begünstigt das Entstehen von populistischen Tendenzen. Den schon angesprochenen, vermeintlich leeren Raum der Macht bevölkern die Populisten also sozusagen im Auftrag des sanften Despotismus. Sie fungieren so als weiteres Werkzeug zur Ausweitung seiner Macht. Eine zunehmend emotionalisierte Politik profitiert von mehr und mehr politisierten Emotionen und umgekehrt. Könnte Machiavelli sehen, wie gutgläubig die demokratische Masse dem Urteil der öffentlichen Meinung heute folgt, wie sich neben berechtigten Überzeugungen auch Unwahrheiten und reißerische Parolen dank sozialer Netzwerke binnen kürzester Zeit verbreiten und wie leicht es damit für populistische Politiker ist, ihr Instrumentarium zur Anwendung zu bringen, wäre er vielleicht entzückt. Tocqueville hingegen würde angesichts dieses scheinbaren Triumphs des sanften Despotismus sicher resignieren – seine schlimmsten Befürchtungen scheinen sich zu bewahrheiten.

Im Abseits: Diskriminierung und Mitgefühl

Auch unter gleichen Bedingungen gibt es Ungleiche. Zwar ist die Klassenfrage Gegenstand der aristokratischen Gesellschaft. Schließlich vermischen sich mit dem Aufkommen der Gleichheit der Bedingungen alle Stände, Klassenzugehörigkeiten werden nivelliert und die Illusion einer flächendeckenden Gleichheit zieht in die Gesellschaft ein. Allerdings rücken an die Stelle der Ab- und Ausgrenzung durch Klassen andere soziale Distinktionsmechanismen. Immerhin spricht Tocqueville ganz bewusst von einer Illusion, vom Schein der Gleichheit, wenn er den Ausdruck eingebildete Gleichheit verwendet, um die Form der Gleichheit zu beschreiben, die im demokratischen Kontext de facto besteht:

Vergeblich errichten Reichtum und Armut, Befehl und Gehorsam zufällig große Abstände zwischen zwei Menschen, die öffentliche Meinung, die sich auf die übliche Ordnung der Dinge gründet, rückt sie auf der gemeinsamen Ebene nahe zusammen und schafft zwischen ihnen eine Art eingebildeter Gleichheit, ungeachtet der tatsächlichen Ungleichheit ihrer gesellschaftlichen Stellung.⁴⁴

⁴³ Zu Inszenierung, Auftreten und Rhetorik populistischer Führungspersönlichkeiten siehe auch Ursula Prutsch: *Populismus in den USA und Lateinamerika*, Hamburg: VSA Verlag 2019, S. 28.

⁴⁴ Tocqueville: Über die Demokratie in Amerika, S. 672.

Tatsächlich bestehende Ungleichheiten werden also kaschiert und ausgeblendet, was dazu führt, dass soziale Ungerechtigkeiten – seien sie sozialer oder ökonomischer Natur – nicht nur ignoriert, sondern sogar verstärkt werden können. Immerhin überschattet die eingebildete Gleichheit den misslichen Zustand und wieder ist es die öffentliche Meinung, die ihr dabei hilft. Weit davon entfernt, dass bislang uneingelöste Versprechen der Demokratie auf umfassende gesellschaftliche Gleichheit einzufordern, erkennen die demokratischen Individuen ihre missliche Lage überhaupt nicht oder erdulden ihre Ungleichheit – in der Hoffnung, ähnlich viel Reichtum, Status, Anerkennung oder Erfolg wie die Bessergestellten erreichen zu können, wenn sie sich nur genügend anstrengen.

Zu diesem kognitiven Problem, das sich ganz nach Manier der Funktionslogik des sanften Despotismus schleichend etabliert, indem unbefriedigte Bedürfnisse, emotionale Defizite, wie etwa Habgier, Neid, Missgunst, Geltungsdrang, Anerkennungsstrebem und Zukunftsangst angesprochen werden, gesellt sich noch eine andere, emotionale Komponente.

Um keine Missverständnisse entstehen zu lassen – Tocqueville träumt nicht von einer Gleichheit der Ergebnisse, sondern einer Gleichheit der (Start-)Bedingungen. Einen Kommunisten kann man aus ihm nicht machen.⁴⁵ Was er also dezidiert anprangert, sind nicht etwa soziale Einkommensunterschiede oder de facto bestehende Vermögensungleichheiten, sondern die Blindheit und Ignoranz, mit denen die demokratischen Individuen ihnen begegnen. Viel schwerwiegender wirkt diese Unachtsamkeit in Bezug auf die schon angesprochenen, auch im Rahmen der Demokratie noch bestehenden, strukturellen Ausschlussmechanismen. Denn wer vom demokratischen Bürger-Status und damit auch von der Gleichheit der Bedingungen schon de jure ausgeschlossen ist, darf an der Demokratie und ihren Errungenschaften nicht teilhaben – ein Umstand, den Tocqueville zutiefst verurteilt. Immerhin widerspricht diese tiefgreifende Ausgrenzung dem ureigensten Prinzip der Demokratie, einer Gleichheit der Bedingungen. So werden Individuen beispielsweise aufgrund ihrer jeweiligen Rassenzugehörigkeit diskriminiert. Wie weit diese Diskriminierung geht, ist je nach Gruppenzugehörigkeit verschieden und hängt davon ab, ob man als Indianer oder als Schwarzer in der Welt der Weißen bestehen muss.⁴⁶ Im Rahmen dieser Arbeit soll freilich kein Beitrag zu Tocquevilles komplizierter und darüber hinaus äußerst ambivalenter

45 Zu den ökonomischen Aspekten in Tocquevilles politischer Theorie: Richard Swedberg: »Tocqueville as Economic Sociologist?«, in: *The Tocqueville Review/La Revue Tocqueville* 27 (2006), S. 131–167, hier S. 143; Swedberg erläutert den wirtschaftssoziologischen Einfluss, den Tocqueville unter anderem auf Schumpeter und Hayek hatte (ebd. S. 136) und betont, dass Tocqueville als Wirtschaftssoziologe häufig unterschätzt wird.

46 Tocqueville differenziert zwischen drei Rassen und macht unter ihnen eine eindeutige Rangfolge aus: Tocqueville: *Über die Demokratie in Amerika*, S. 367.

Rassentheorie geleistet werden. Für unser Thema ist vielmehr von Belang, welche Gründe Tocqueville für den strukturellen Ausschluss im demokratischen Kontext ausmacht. Denn auch hier sind es die Emotionen, die über die Beschaffenheit des Politischen und die Richtung der Politik maßgeblich entscheiden. Wer nun also im Abseits steht, zu den Ausgeschlossenen gehört und damit keine demokratischen Bürgerrechte hat, über keine politische Freiheit verfügt, das entscheidet sich für Tocqueville durch das Mitgefühl einer Gesellschaft. Doch wie kommt es zu dieser eigenwilligen Allianz zwischen Mitgefühl und (Anti-)Diskriminierung und welche Rolle spielt dabei die eingebildete Gleichheit? Tocqueville hält zunächst fest, dass das Bedürfnis, sich voneinander abzugrenzen und zu unterscheiden nirgendwo so groß ist, wie unter gleichen Bedingungen. Gerade, weil in der Demokratie die theoretische Aussicht darauf besteht, dass jeder alles werden kann, verfolgen die Individuen stets ähnliche Ziele. Da die öffentliche Meinung vorgibt, welcher Lebensstil, welche Art des Seins erstrebenswert ist, verkommt die Demokratie mehr und mehr zu einer Einheitsgesellschaft – Tocqueville spricht hier von einer allgemeinen Mittelmäßigkeit.⁴⁷ Vom Individualismus geprägt haben die Individuen jedoch gleichzeitig das Bedürfnis, sich abzugrenzen, die eigene Identität zu wahren, etwas Besonderes zu sein. Diese divergierenden, fast paradoxen Tendenzen, stellen den demokratischen Menschen vor eine Herausforderung: Da die soziale Unterscheidung durch Klassen und Stände ein Relikt der aristokratischen Gesellschaft ist und im Rahmen der Demokratie nicht mehr so grundsätzlich funktioniert, muss eine andere Trennlinie her, die darüber entscheidet, wer Bürger der Demokratie sein darf und wer nicht. Neben einem Ausschluss aufgrund des Geschlechts kommt das rassistisch geprägte Denken des 19. Jahrhunderts da gerade recht – die Gleichheit der Bedingungen gilt also nur für weiße Männer.⁴⁸ An dieser Stelle ist noch einmal festzuhalten, dass Tocqueville diesen Umstand keineswegs gutheißen. Auf seiner Reise ins demokratische Amerika, die am Ende vielmehr eine Reise ins Innere der Demokratie ist, erkennt Tocqueville die beschriebenen Mechanismen. Er will verstehen, weshalb sie greifen, wie der systematische Ausschluss von Menschen anderer Hautfarbe im Rahmen der Demokratie bestehen kann. Die Antwort findet er schließlich – wie schon erwähnt – beim Mitgefühl:

Indessen erdulden die Sklaven dort noch schreckliche Leiden und sind immerzu sehr grausamen Strafen ausgesetzt. Es ist leicht zu erkennen, daß das Los dieser Unglücklichen ihren Herren wenig Mitleid einflößt und daß diese in der Sklaverei nicht nur einen Tatbestand sehen, der ihnen Gewinn bringt, sondern überdies ein Übel, das sie nicht berührt. So wird der gleiche Mensch, der für seine Mitmenschen

⁴⁷ Vgl. ebd. S. 736 und S. 739.

⁴⁸ Vgl. Robert A. Dahl: »Political Equality, then and now«, in: *The Tocqueville Review/La Revue Tocqueville* 27 (2006), S. 461-475, hier S. 465.

voll Mitgefühl ist, wenn diese zu seinesgleichen gehören, gefühllos gegenüber ihren Leiden, sobald die Gleichheit aufhört.⁴⁹

Erst das mangelnde Mitgefühl, verstärkt durch die eben angesprochenen Effekte der Gleichheitsillusion, lässt also strukturelle Ausschlussformen der Demokratie zu. Das Elend der Sklaverei, das Tocqueville in Amerika beobachtet, kann also erst entstehen, indem zusätzlich zur Gier, dem Streben nach Gewinn, wie Tocqueville in obigem Zitat schreibt, auch eine Gefühllosigkeit aufkommt.

Hier zeigt sich einmal mehr, wie abgründig die Emotionalisierung der Politik wirkt. Schließlich gibt die systemische Beschaffenheit der Demokratie mit all ihren Phänomenen wie Individualismus, sanftem Despotismus, der Dominanz der öffentlichen Meinung und der Liebe zum materiellen Wohlergehen – um nur ein paar der Faktoren zu nennen – ein Setting vor, das die Individuen nicht nur beeinflusst und manipuliert, sondern grundlegend verändert. Dieses Konglomerat aus systemischen Faktoren lässt derart starke emotionale Defizite entstehen, dass der *homme démocratique* emotional nahezu verkümmert. Es ist diese emotionale Abgestumpftheit, die ihn das Unheil, das den Sklaven in Amerika widerfährt, sehenden Auges ertragen und teils sogar legitimieren lässt.

Wie weitreichend die Gefühlskalte des demokratischen Menschen dabei ist, zeigt sich eindringlich an Tocquevilles Ausführungen zum strukturellen Rassismus avant la lettre. So entlarvt er das Bedürfnis nach Abgrenzung und Ausschluss, den Mangel an Mitgefühl, als so stark, dass die Diskriminierung in all ihrer Vehemenz selbst dann weiterhin besteht, wenn man den Schwarzen politische Rechte und damit den demokratischen Bürgerstatus verleiht.⁵⁰ In seiner Überheblichkeit, die nur als Fassade eines in Wahrheit zutiefst verunsicherten, vereinzelten und von Komplexen durchzogenen demokratischen Menschen fungiert, blickt der Weiße auch dann noch auf den Schwarzen oder den Indianer herab, wenn das Vorzeichen der Gleichheit der Bedingungen offiziell für alle gilt. Wie aktuell Tocquevilles Gedanken hier sind und wie manifest das mangelnde Mitgefühl des *homme démocratique* offensichtlich noch immer ist, wissen wir heute – in Zeiten von Black Lives Matter – besser denn je. Gleichzeitig zeigt sich am Zusammenhang von Diskriminierung und Mitgefühl aber auch, wie viele Chancen eine (Re-)Emotionalisierung der Politik für Tocqueville birgt. Immerhin liegt das Potenzial, den tief verwurzelten Diskriminierungen langfristig ein Ende zu bereiten, auch auf der GefühlsEbene. Wären die demokratischen Individuen dazu in der Lage, Neid, Missgunst, Habgier oder Minderwertigkeitskomplexe durch echtes, aufrichtiges Mitgefühl zu ersetzen, könnte dem damals, wie heute bestehenden Rassismus und anderen strukturellen

49 Tocqueville: *Über die Demokratie in Amerika*, S. 657.

50 Vgl. Tocqueville: *Über die Demokratie in Amerika*, S. 398.

Formen der Diskriminierung Einhalt geboten werden. Allerdings bleibt diese Facette der Tocquevilleschen Emotionalisierung der Politik bis heute Wunschdenken. Und während eine Entsolidarisierung und ein Mangel an Mitgefühl damals wie heute Tatsachen der Politik sind, sucht man die Reaktivierung eines kollektiven Mitgefühls vergebens.

Fazit: Risiken und Chancen einer Emotionalisierung der Politik?

Es ist erstaunlich, wie vorausschauend und passgenau, wie umsichtig und differenziert Tocquevilles Analyse der demokratischen Gesellschaft rückblickend ist. Dass die Demokratie möglicherweise mehr Gefühls- als Kopfsache ist, war ihm wie kaum einem anderen Denker bewusst. Und das, obwohl er sich im Rahmen der Cartesianischen Selbstreferenz⁵¹ durchaus mit der demokratischen Art zu denken auseinandergesetzt hat und um ihre Bedeutung weiß.⁵² Den Schlüssel zum demokratischen Glück sucht Tocqueville vor allem deshalb auf emotionaler Ebene, weil er hier die Defizite bemerkt, die den demokratischen Gefahren überhaupt erst ihre beunruhigende Macht verleihen.⁵³ Im gefährlichen Zusammenspiel von Emotionen und Politik erkennt er unter dem Vorzeichen des sanften Despotismus die eigentlichen Abgründe der Demokratie. Welche Lehren sind also aus seiner vielschichtigen Prognose zu ziehen? Das Dasein, das Tocquevilles *homme démocratique* fristet, lässt zunächst nichts Gutes verheißen. Einsam, neidisch, umtriebig, gierig, manipulativ und abhängig von der öffentlichen Meinung geht er als Fremder durch die Welt. Mehr noch: Entfremdet von sich selbst und im ständigen Zweifel an der eigenen Identität fällt er einer gefährlichen Macht anheim, die uns Dank des zeitgenössischen Populismus in vielem selbst begegnet. Nicht wenige sahen in der Demokratie das Ende der Geschichte. Doch ist diese Schwarzmalerei, dieser tiefgreifende Pessimismus auch das Ende von Tocquevilles Geschichte?

Darüber ließe sich streiten. Während die kommunaristische Deutungsschule von Tocquevilles Werk, die federführend in Amerika beheimatet ist,⁵⁴ auf ein Wie-

51 Zu Tocqueville und Descartes siehe auch: Martin Schössler: *Demokratie modern denken. Die Entschlüsselung des modernen Gemeinwesens bei Alexis de Tocqueville*, Wiesbaden: Springer-VS 2014.

52 Vgl. Tocqueville: *Über die Demokratie in Amerika*, S. 487ff.

53 Zum Zwiespalt von Kopf und Herz und der Frage danach, wie emotionale Defizite den sanften Despotismus entstehen lassen und so langfristig auch das eigenständige Denken lähmen, siehe auch: Karlfriedrich Herb und Sarah Rebecca Strömel: »Tocquevilles Mutmaßungen über die Zukunft der Demokratie«, in: *Blick in die Wissenschaft. Forschungsmagazin der Universität Regensburg* 29 (2020), S. 32.

54 Die wohl prominenteste Tocqueville-Interpretation nach kommunaristischer Lesart leisten Bellah et al. in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts: Robert N. Bellah, William M.

dererwachen der regen Partizipation des Bürgers setzt und in Tocquevilles Schrift – trotz aller Krisenanalyse – auch Optimismus erkennen kann, bleibt die französische Lesart skeptisch. Hier versteht man jedes noch so kleine Bestreben einer Repolitisierung des Bürgers als verzweifelte und gescheiterte Versuche, eine unaufhaltsame Gefahr – nämlich die des sanften Despotismus – einzudämmen. Und während die Kommunitaristen in Tocquevilles Ausführungen zur lokalen Selbstverwaltung (etwa in Vereinen oder der Gemeinde)⁵⁵ einen Hoffnungsschimmer im Sinne einer Sensibilisierung des Bürgers für die Bedeutung der Partizipation sehen, kann die französische Interpretation darüber nur müde schmunzeln.⁵⁶ Sie entlarvt auch die vermeintliche Gemeinnützigkeit als besonders subtile Form der Abhängigkeit von der öffentlichen Meinung.⁵⁷ Bedacht darauf, die Anerkennung des Nächsten zu erfahren und den Schmerz der eigenen Identitätskrise zu lindern, beobachtet man die Individuen hier wieder in den Händen des sanften Despotismus. Nicht aus Altruismus oder aus einem bewussten, rationalen Impuls, sich sozial engagieren zu wollen, agiert der *homme démocratique* hier auf Gemeindeebene oder in der Lokalpolitik. Es ist vielmehr der Wunsch, in den Augen seiner Mitbürger irgendetwas zu sein, dem Anspruch der öffentlichen Meinung gerecht zu werden oder die Ratlosigkeit in Bezug auf die eigene Identitätskrise und damit verbundene Sinnfragen zu verdrängen, der den demokratischen Menschen antreibt. Als Marionette des sanften Despotismus glaubt er eigenständige Entscheidungen zu treffen, die der machtvollen Emotionalisierung der Politik am Ende nur weiter in die Karten spielen. Folgt man dieser Lesart Tocquevilles, erweist sich auch die viel beschworene Religion⁵⁸ als schwacher Trost: Zwar schätzt Tocqueville die gemeinschaftsstiftende Funktion der Religion. Durch das regelmäßige Ausüben

Sullivan, Richard Madsen, Ann Swidler und Steven M. Tipton: *Habits of the Heart. Individualism and Commitment in American Life*, Berkeley: University of California Press 1985.

55 Vgl. Tocqueville: *Über die Demokratie in Amerika*, S. 218.

56 Gegen eine kommunitaristische Lesart Tocquevilles wendet sich auf deutscher Seite auch Grit Straßenberger, die den Gemeinsinn als ein aufgeklärtes Gefühl gegenseitiger Abhängigkeit entlarvt und zeigt, dass dieser – allem kommunitaristischen Wunschdenken zum Trotz – sogar destabilisierende Effekte haben kann: Grit Straßenberger: »Gesellschaftliche Integration und Fragmentierung. Paradoxien des Gemeinsinns in Tocquevilles *Demokratie in Amerika*«, in: *Berliner Debatte Initial* 16 (2005), S. 83-93.

57 Harald Bluhm wendet sich gegen eine einseitige Interpretation und betont die charakteristische Ambivalenz der Assoziationen, wie etwa im Falle von bürgerlichen Vereinen, Initiativen und Bewegungen: Harald Bluhm: »Das Verständnis von Assoziation bei Alexis de Tocqueville und Karl Marx«, in: Harald Bluhm, Karsten Fischer und Marcus Llanque: *Ideenpolitik. Geschichtliche Konstellationen und gegenwärtige Konflikte* (2011), S. 250.

58 Zur Rolle und Funktion der Religion bei Tocqueville umfassend: Oliver Hidalgo: *Unbehagliche Moderne. Tocqueville und die Frage der Religion in der Politik*, Frankfurt a.M.: Campus Verlag 2005 sowie Alan S. Kahan: *Tocqueville, Democracy, and Religion. Checks and Balances for Democratic Souls*, Oxford: Oxford University Press 2015.

von gemeinsamen Ritualen oder der Kirche als Institution gibt die Religion nicht nur Antworten auf Sinnfragen und versetzt die Individuen damit in einen ruhigeren, weniger umtriebigen und rastlosen Zustand, sie kompensiert auch das Gemeinschaftsgefühl, das im Rahmen der Demokratie fehlt. Schließlich kommen die demokratischen Individuen regelmäßig in den Gemeinden zusammen, um ihren Glauben zu praktizieren, was den individualistischen Tendenzen entgegenwirken kann. Allerdings weiß Tocqueville um die vorwiegend instrumentelle Funktion der Religion⁵⁹ und bleibt am Ende selbst skeptisch, ob die Religion die emotionalen Defizite ausgleichen kann. In Amerika erkennt er, dass die Demokratinnen und Demokraten nicht unbedingt aus tiefster Überzeugung, sondern aus extrinsisch motivierten Gründen religiös sind und dass in der vermeintlich hohen Wertschätzung der Religion stets eine Prise Heuchelei mitschwinge.⁶⁰ Ob eine so verstandene Religion genügt, um die demokratischen Defizite zu kompensieren, vermag Tocqueville selbst nicht zu beurteilen. Sicher ist für ihn jedenfalls, dass die Begeisterung und die Beständigkeit, mit denen religiöse Praktiken vollzogen werden, auch nicht auf ehrlicher Überzeugung oder echten Emotionen beruhen und somit Teil des Prozesses der Emotionalisierung der Politik sind. Ob sich also aus der Emotionalisierung der Politik, die im Politischen wie im Privaten greift, für Tocqueville nicht nur Risiken, sondern auch Chancen ergeben, ist schwer zu sagen. Sicherlich liegt in der Gefühlswelt des *homme démocratique* auch Potenzial, wie sich am Beispiel des Mitgefühls zeigt, das eine flächendeckende Diskriminierung verhindern und so Formen des strukturellen Rassismus vermeiden könnte. Eine Reaktivierung des Gefühls wäre auch in Bezug auf den Individualismus ein probates Mittel, um Vereinzelung, Politikverdrossenheit und den Rückzug ins Private zu bekämpfen.

So viele Varianten der Emotionalisierung der Politik, die die Demokratie bereichern würden, auch denkbar sein mögen – Tocquevilles Beobachtungen der bestehenden Formen von politisierten Emotionen weisen in eine andere Richtung. Denn so zurückhaltend seine abschließende Bewertung auch ausfällt – seine Beobachtungen nehmen die Gefahren der Emotionalisierung der Politik deutlich stärker in den Blick als etwaige Chancen. Zugespitzt kann man sagen: In der Theorie glaubt Tocqueville an das Potenzial einer (Re-)Emotionalisierung der Politik. In der Praxis erlebt er allerdings eine Emotionalisierung der Politik, die nicht nur politische Prozesse, sondern auch das Innenleben des demokratischen Menschen vergiftet.

Wie wir gesehen haben, ist Tocquevilles Variante der Emotionalisierung vor allem deshalb so gefährlich, weil sie sich nicht nur auf die Sphäre des Politischen, sondern auf die Politik als Prozess bezieht. Dieser Prozess dringt sowohl ins Private als auch ins Politische ein und nimmt dem Individuum damit nahezu jede Gestaltungsmacht, jedes echte, spontane Gefühl. Kampflos aufzugeben möchte Tocqueville

⁵⁹ Vgl. Tocqueville: *Über die Demokratie in Amerika*, S. 336.

⁶⁰ Vgl. ebd. S. 336.

die Demokratie dennoch nicht. Seine Analyse endet mit einem flammenden Plädoyer und einem kraftvollen Appell an seine Leserschaft.

Im Namen der Demokratie selbst fordert er sie dazu auf, wachsam und vorsichtig gegenüber den demokratischen Versuchungen zu sein. Seine Botschaft richtet sich nicht nur an seine Zeitgenossen. Sie richtet sich, vielleicht stärker denn je, auch an den demokratischen Menschen von heute. Denn während die früher gern besungene Illusion, die Gedanken seien frei, heute in Zweifel gezogen wird, scheint die politisch relevantere Frage unserer Zeit zu sein, wie frei die Emotionen eigentlich noch sind.

